

Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 11 (1924)
Heft: 9

Artikel: Ungedruckte Briefe Alfred Lichtwarks aus der Schweiz
Autor: Lichtwark, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-12402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

UNGEDRUCKTE BRIEFE ALFRED LICHTWARKS AUS DER SCHWEIZ

Vorbemerkung der Redaktion. Vor einem Jahre hat Dr. Gustav Pauli, der gegenwärtige Direktor der Kunsthalle in Hamburg, in der „Hamburgischen Hausbibliothek“ (Verlag Georg Westermann), eine Auswahl der Briefe publiziert, die von seinem Vorgänger Alfred Lichtwark (1852–1913) im Laufe der Jahre von zahlreichen Dienstreisen an die vorgesetzte Behörde, die „Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle“, gerichtet worden waren, Reisebriefe von einer köstlichen Frische und Unmittelbarkeit, höchst persönlich in Stil und Ausdruck und geistvoll bis ins letzte Wort. Lichtwark, dessen bleibende Verdienste um die Reorganisation der Museen, um die künstlerische Erziehung des Volkes, vor allem aber um seine eigentliche Schöpfung, die Hamburger Kunsthalle, jedermann kennt, war ein leidenschaftlicher Epistolograph. Nulla dies sine linea! Und diese Briefe an seine Kommission berühren nicht nur Museumsprobleme oder Fragen der bildenden Kunst, sondern schlechterdings alles, was einen klugen, gebildeten Europareisenden am Anfang des neuen Jahrhunderts zu interessieren vermochte.

Viermal hat Lichtwark auf seinen Dienstreisen die Schweiz berührt: 1905 besuchte er alle Schweizer Museen, um sie zur Beteiligung an der grossen Jahrhundertausstellung deutscher Kunst, die 1906 in Berlin stattfand und zu deren Initianten er gehörte, einzuladen (von den Briefen, die er von dieser Reise nach Hamburg sandte, findet sich in der oben erwähnten zweibändigen Ausgabe Dr. Paulis nichts, sie werden nachstehend im Auszug publiziert); 1909 war Lichtwark Jury-Mitglied in dem Wettbewerb für den neuen Museumsbau in Basel (zwei Briefe aus diesem Basler Aufenthalt sind in Paulis II. Band abgedruckt); 1912 reiste er in Geschäften des Museums nach Zürich (vier prachtvolle Briefe mit begeisterten Urteilen über Zürich finden sich wiederum im II. Band der Ausgabe), und im gleichen Jahr fuhr er zu Hodler nach Genf, worüber ein langer, in der Bahn geschriebener Brief berichtet (II. Band der Ausgabe).

Herr Direktor Dr. Pauli hat uns auf unsern Wunsch Kopien derjenigen Briefe für das „Werk“ zur Verfügung gestellt, die in seiner Ausgabe nicht enthalten sind und hier also zum ersten Mal publiziert werden. Wir danken ihm auch an dieser Stelle für sein freundliches Entgegenkommen und hoffen, die Auszüge, die wir hier bieten, möchten unsere Leser veranlassen, die beiden Bände der „Hamburgischen Hausbibliothek“ zur Hand zu nehmen: Es ist eine Lektüre von höchstem Reiz!

Basel, den 28. Oktober 1905.

Gestern war ich in Freiburg i. Br., wo sie für uns eine rückschauende Ausstellung gemacht haben. Es war vergebens, wir können nichts davon brauchen.

Der Besuch lohnte aber doch, denn ich sah bei Frau Dr. Meyer und ihrem Adoptivsohn Professor Grosse die schöne Sammlung chinesischer Bronzen und Porzellane und alt-japanischer Lacke, die schwerlich ihresgleichen in Europa hat. Durch Hayasshi in Paris haben sie den Familienschatz einer vor Kublaichan geflüchteten Fürstenfamilie an sich gebracht, die seither in Japan gelebt hat und verarmt ist. Die Bronzen werden zum Teil auf Jahrtausende vor Christi datiert. Ob es stimmt, vermag ich nicht zu beurteilen, aber schön sind sie.

Hier in Basel habe ich mit Entzücken die Böcklin und Holbein wiedergesehen. Die neun oder zehn Bilder von Conrad Witz hatte ich noch nicht vorgefunden, als ich zuletzt hier war. Er ist ein jüngerer Zeitgenosse von unserm Francke.¹ Ich musste wieder an den Plan einer deutschen Ausstellung der Meister vor 1440 denken.

¹ Auf all seinen Reisen hat Lichtwark mit grösster Aufmerksamkeit nach den Zeitgenossen zweier hamburgischer Meister des ausgehenden 14. und des 15. Jahrhunderts geforscht, deren «Entdeckung» die Geschichte der Kunst ihm verdankt: *Meister Bertram von Minden* und *Meister Francke von Hamburg*. Es war ihm gelungen, die Hauptwerke dieser Künstler zum Teil aus entlegenen Dorfkirchen in der Hamburger Kunsthalle zu sammeln und durch zwei kleine Monographien ihre Bedeutung in der Geschichte der nord-deutschen Malerei des ausgehenden Mittelalters klarzustellen.

Die Redaktion.

. . . Die nächsten Tage werden scharf. Ich will von hier aus Zürich, Aarau, Solothurn, Bern und einige andere Städte besuchen und dann in Eilmärschen nach München. Es schmeckt mir nur streckenweis.

Im Restaurant der Schlüsselzunft, in dem ich schreibe, erscheinen eben drei schöne schlanke Damen in tiefer Trauer, werden von den Gästen sehr herzlich begrüsst, setzen sich an einen Tisch und fangen ein Konzert auf Geige, Gitarre und Laute an. Es scheinen Mutter und zwei Töchter zu sein. An allen Stammtischen erheben sich die Stimmen, um gegen die Musik aufzukommen.

Basel, den 30. Oktober 1905.

Gestern und heute waren die Eindrücke fast zu üppig in Zürich und Solothurn, für Aarau wurde es schon zu dunkel.

Als ich gestern abend um zwölf ins Hotel kam, hatte ich die Empfindung, dass ich in meinem Leben an einem Tage nicht so viel gesprochen hatte. Morgens um sieben fuhr ich ab, traf einen Bekannten in der Bahn, ging den Tag von einer Hand in die andere und fuhr mit Bekannten zurück.

Dabei habe ich es riesig genossen. Auf dem Künstlergut haben sie ausgesondert, um den Rest der Galerie gut hängen zu können. Was nun zu sehen ist, füllt zwei kleine Säle und drei Zimmer. Um die besten Bilder zu isolieren, haben sie schmale Postamente von etwas über Mannshöhe an die Wand geschoben, die die Bilder ein- und abschliessen. Vor diesen Postamenten sind kleine Bronzen aufgestellt. Durch diese Aufstellung wollte man die Bevölkerung für die Bewilligung der Mittel zum Neubau stimmen.

. . . Als ich die Treppe hinaufstieg, sah ich oben ein Bild, das mich ohne weiteres anzog. Ein blutjunges Mädchen in Volkstracht vor einer Staffelei. Das leuchtende Weiss der Ärmel mit blauen Schatten, das Blau und Rot und Silber des Mieders, das Schwarz der Kappe standen so stark und harmonisch, dass ich dachte, so könnte Hodler früher gemalt haben. Meine Ueberraschung war nicht gering, als ich las, dass die Malerin Waser sich 1691 in ihrem zwölften Lebensjahr selber gemalt hatte, wie sie ein Bildnis ihres Lehrers auf der Staffelei beendet.

Dieses Bildnis in grauen und braunen Rembrandttönen, die sie vom Lehrer gelernt hat, steht in höchst amüsantem Gegensatz zur Unbefangenheit, mit der das Kind sich selber in seiner farbigen Tracht schildert. Wenn ich geneigt wäre, auf ein einzelnes Bild wie dies eine Theorie zu bauen, würde ich sagen: dies ist das Schweizerauge, das an den harten und krassen Gegensätzen erzogen wird, die sich hier aufdrängen; das Schweizerauge, das immer von Frankreich oder Deutschland aus gebrochen wurde, aber in diesem Werk eines Kindes und in der heutigen Anschauung Hodlers, Amiets und Buris wieder frei wird.

. . . Solothurn wird sobald durch keinen andern Eindruck verwischt werden können. Es ist ganz einfach ein Wunder. Zehntausend Einwohner — früher waren es erheblich weniger — und alles voll der seltensten und grossartigsten Dinge. Die grosse Kirche aus dem 17. Jahrhundert würde in Genua oder Florenz Figur machen, das Rathaus ist ein phantastisches Kleinod, das Zeughaus enthält eine der grössten Rüstungssammlungen in Europa, eine hohe Bastei der alten Befestigung mit uralten Linden über dem Mauerwerk steht wie ein Traum Böcklins da. Das Baseler Tor und seine Umgebung ist ein Stück Nürnberg, ein alter Brunnen ist immer schöner und besser gelagert als der andere, alte Türme überall, in den abschüssigen und gewundenen Strassen phantastische Blicke ohne Ende, die Mauern des alten römischen Castrums im grossen Bogen als Fundamente mittelalterlicher Häuser verfolgbare, Quais von einer so unglaublichen Majestät und Schönheit, dass man seinen Augen nicht traut, eine grossartige Stadthalle wie in rheinischen Städten und ein stattlicher neuer Museumspalast.



ABB. 19 AUS DEM GARTEN IM „SCHLÖSSLI“ ZOLLIKON Anlage: Froebel, Gartenarchitekten S. W. B., Zürich
Entwurf von Gustav Ammann Phot. E. Linck, Zürich



ABB. 20 GARTEN IM „SCHLÖSSLI“ ZOLLIKON Phot. E. Linck, Zürich

Für die Vergangenheit löst sich das Rätsel, wenn man daran denkt, dass von Franz dem Ersten bis zur Revolution in Solothurn die französischen Ambassadeure bei der Eidgenossenschaft residieren. Sie brachten viel Geld an, die französischen Könige stifteten alles mögliche, Ludwig XIV. z. B. eine mächtige und sehr schöne Kirche — auch zu den vier Millionen, die der Bau der grossen Hauptkirche verschlungen hat, sollen sie beigetragen haben. Dann haben jahrhundertlang alle jungen Solothurner fremde Dienste genommen, und wer es erlebte, kam mit Anschauungen, Bildung und Mitteln zurück, die in einem Landstädtchen nicht zu erwerben waren.

Beim Bau des Museums kam noch ein spassiger Glücksfall hinzu. Die Sammlungen hatten durch einige Jahrzehnte fortgesetzt keine Mk. 20,000 ergeben. Ein Antrag bei der Stadtverwaltung traf auf taube Ohren. Halb im Scherz, halb, um guten Willen zu zeigen, schenkten die Stadtväter dem Komitee ihre 400 und einige Aktien der Eisenbahn, die fast in Konkurs geraten war. Sie standen, wie mir der Vorstand des Museums erzählte, mit einem Frank zu Buch.

Vom Tag der Schenkung ab aber fing die Bahn an zu prosperieren, und nicht lange, so hatten die Aktien einen Wert von nahezu Mk. 400,000. Damit konnte man den Bau errichten.

Die Galerie hat einige Prachtstücke; das Schönste ist Holbeins Madonna von Solothurn und der Nachlass des Malers Buchser, der in den fünfziger Jahren schon so unabhängig Licht und Farben sah, dass man es nicht fassen würde, wäre es nicht überliefert, dass er als junger Mensch in London Turner gesehen. In seinem Nachlass fand sich ein sehr schönes Gemälde seines Vorbildes. Das Museum hat es für Fr. 100.— erworben.

Herr Zetter-Collin, Vorstand des Museums, Sohn des Entdeckers und Retters der Madonna von Solothurn, war so liebenswürdig, mich zu führen. Ohne ihn hätte ich nicht halb so viel sehen können, denn er führte mich auf Richtwegen durch Häuser und Höfe, die ich nicht gewagt hätte zu betreten.

Sehr aufschlussreich über germanisches und romanisches Wesen ist diese kleine Stadt. Wenn man sich über die riesigen weissen Massen der grossen Kirche erschrocken hat, die man plötzlich auf einer treppenreichen Höhe vor sich hat, mit Giebeln und Statuen weiss gegen den blauen Himmel, mit rauschenden Brunnen als Einfassung der Treppenflucht, alles mechanische, feierliche Ordnung, Symmetrie und Grösse, und man wendet sich um, so steht man auf einem kleinen dreieckigen Stadtplatz, der im steigenden Gelände nicht einmal aufs Niveau gebracht ist, umgeben von grossen breiten und niedrigen schmalen Häusern, mit Ausblicken in kleine steigende oder fallende krumme Gassen, auf dem ruhigsten Punkt ein zierlicher Brunnen mit einer wohlgenährten buntbemalten Gerechtigkeit auf der Säule, aus ihren faltigen Gewändern schnurrig hervorlugend der Papst, der Ritter, der Jude, der Kaufmann.

Monumentalität und Krausheit, Pathos und Humor, Symmetrie und scheinbarer Zufall, Grösse mit sehr wenig Gedanken, Enge mit tausend Einfällen, Rücksichtslosigkeit gegen Raum und Zeit, organisches Wachstum, das alles Gegebene als Gesetz hinnimmt, hochmütiger Pomp und behagliches Gehenlassen — so stehen hier unvermittelt das romanische und das germanische Wesen nebeneinander.

Basel ist im wesentlichen deutsch. Freilich mit sehr viel französischer Einsprengung, namentlich in den neueren Quartieren. Aber das Rathaus spricht nur eine Sprache, und das ist die unsere. Es hebt sich in dem scharfen Rot seiner gänzlich bemalten Fassade aus der grauen Umgebung leuchtend heraus. Die Brüstungen der Fenster sind kräftig blau gestrichen, die Dächer bunt, der Dachreiter ganz vergoldet. Es ist ganz unsymmetrisch, aber in der Fläche der Fassade wiegen sich der Turm auf der einen und die Giebelpartie auf der andern Seite sehr harmonisch ab.

(Fortsetzung in einer spätern Nummer)